Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 31 (1908)

Artikel: Friedrich Theodor Discher und Gottfried Keller
Autor: Trog, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985757

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Friedrich Theodor Vischer und Gottfried Keller.

Von Hans Trog.

Am 30. Juni 1907 waren hundert Jahre verflossen seit der Geburt Friedrich Theodor Vischers. Des bedeutenden Mannes, der in sich den Gelehrten, den Denker, den Kritiker und den Dichter vereinigte, ist bei diesem Anlaß vielfach in deutschen Landen ehrenvoll und dankbar gedacht worden. Wie recht und billig, hat ihn vor allem seine schwäbische Heimat gefeiert: die Landeshauptstadt, an deren technischer Hochschule er lange Jahre glanzvoll gewirkt, das benachbarte stille Ludwigsburg, wo seine Wiege gestanden hat. Und im Schillermuseum in Marbach hat ein ganzer Saal das geistige und leibliche Bild des Mannes in allen Perioden seines Lebens zu unmittelbarer, frischer Anschauung gebracht.

Auch der Stadt Zürich würde es vielleicht nicht schlecht angestanden haben, wenn an offizieller Stätte dieser Tag seine Ehrung erhalten hätte. Denn an den obersten Lehranstalten, deren sie sich erfreut, haben wenige Lehrer mit solchem Erfolge gewirkt wie Vischer während der elf Jahre seiner hiesigen Professorentätigkeit an Polytechnikum und Hochschule. Hier in Zürich hat er das mächtige Werk seiner Ästhetik zum Abschluß gebracht. Und zu alledem kommt dann noch als ein Moment ganz besonderer Art und Bedeutung Vischers Freundschaft mit Gottfried Keller, eine Freundschaft, der erst der Tod ein Ende

geſetzt hat. Als Erſter hat Viſcher den Zürcher Dichter aus kongenialem Verſtändnis heraus gewürdigt an weithin ſichtbarer Stelle, und auch Keller hat ſich einmal in bewundernder Kritik über den Fechter der kritiſchen Gänge vernehmen laſſen.

Vergeſſen wir es übrigens auch nicht, daß Viſcher neben Gottfried Keller Conrad Ferdinand Meyer vollauf zu würdigen wußte. Nur wenige Sätze zwar hat er, leider, in der Vorbemerkung von 1880 zur Studie über Keller (im 2. Heft von „Altes und Neues") Conr. Ferd. Meyer gewidmet; aber es ſind prächtig gerechte Worte, die er da für den Dichter des Jenatſch, des Heiligen, der erſten kleinen Novellen gefunden hat.

So haben wir denn in Zürich Grund genug zu ehrender Dankbarkeit Viſcher gegenüber, und es mag daher wohl entſchuldbar erſcheinen, wenn nachträglich an dieſer Stelle aus Viſchers Beziehungen zu unſerer Stadt der eine Punkt wenigſtens, eben ſein Verhältnis zu Gottfried Keller herausgegriffen und beleuchtet wird.*) Dabei handelt es ſich für den Verfaſſer nicht um Mitteilung neuer Forſchungsreſultate, ſondern in der Hauptſache nur um die Gruppierung und Verknüpfung längſt gedruckten Materials, wie es in den Schriften Viſchers, in den koſtbaren Bänden von Bächtolds großer Keller-Biographie, d. h. alſo vor allem in den dort mitgeteilten Briefen, und in Kellers „Nachgelaſſenen Schriften und Dichtungen" zugänglich iſt. In möglichſt unmittelbarer Form ſoll das Bild dieſes ertragreichen Freundſchaftsbundes vor dem Leſer erſtehen.

* * *

Friedrich Theodor Viſcher hat ſelbſt ſeinen Lebensgang erzählt („Altes und Neues", 1882). Er hatte den Vater, einen

*) In den Morgenblättern der „Neuen Zürcher Ztg." vom 30. und 31. Juni 1907 hat Joſeph Oswald (Wiesbaden) mit hübſcher Anſchaulichkeit „Friedrich Theodor Viſcher in ſeiner Zürcher Zeit" geſchildert.

freigesinnten Theologen, früh verloren; die Mutter brachte der Kunst und Poesie reges Interesse entgegen. Da es ihr an Mitteln fehlte, lag der Gedanke nahe, den Knaben Theologie studieren zu lassen; denn bei den vielen Erleichterungen, die in Württemberg dem Theologiebeflissenen zur Verfügung stehen, war dieses Studium bei weitem das billigste, am wenigsten Opfer vom elterlichen Geldbeutel erheischende. Dem jungen Vischer hatte freilich der Sinn nach ganz anderer Richtung gestanden. Ihn zog es zur Künstlerlaufbahn hin; er spürte etwas vom Blute des großen Nürnberger Bildners Peter Vischer in sich, den er gerne als seinen Ahnen betrachtete, wenn er auch selbst den genealogischen Zusammenhang nicht als strikte beweisbar bezeichnet hat. „Alles Bild entzückte mich", schreibt Vischer von sich; „ich bin aufs Auge organisiert", heißt es an einer andern Stelle; „ich bin ein sinnlicher Mensch, ich muß sehen". So trieb es ihn zu künstlerischer Betätigung. Von seiner Zeichnungskunst, die sich vor allem gerne in der Karikatur betätigte, besitzen wir ausreichende Befähigungsnachweise. Aber, wie gesagt, das Theologiestudium bot ganz anders solide Aussichten als die unsichere Karriere des Kunstschülers. Und so mußte sich der Jüngling zur Gottesgelahrtheit entschließen, er, dem die Muse der Dichtung früh schon genaht war und das künstlerische Anschauen und Schaffen als Höchstes erschien. Er hat dann auch seine theologischen Studien mit der größten Regelmäßigkeit und dem besten Erfolg absolviert; seiner reichen geistigen Ausrüstung fiel das nicht schwer. 1832, nachdem er Examina, Vikariat und die erste Repetententätigkeit hinter sich hatte, folgte die übliche Reise über Württembergs Gemarkung hinaus. In Göttingen war für Vischer das größte innere Erlebnis sein Bekanntwerden mit der vollständigen Schlegel-Tieckschen Shakespeare-Übersetzung: „Eine neue Welt ging mir auf". Man denkt unwillkürlich an die Wirkung, die auf den „grünen Heinrich" die

Werke Goethes ausgeübt haben. Innerlich löste sich Vischer immer mehr von allem Kirchentum, und die theologische Praxis wurde ihm zur Unmöglichkeit, ja zum Widerwillen. Da tat sich ihm ein Ausgang auf. Er habilitierte sich an der Universität Tübingen, wurde 1837 Extraordinarius für deutsche Literatur, und daneben pflegte er die Disziplin der Philosophie. Hegel hatte immer mehr von seinem Denken Beschlag genommen. Aber zum produktiven Philosophen hat sich Vischer selbst die Begabung abgesprochen: „Ich sah ein, daß ich nichts mehr zu sagen habe, wo Anschauung wie Phantasie nichts mehr zu sagen hat; daß ich aber allerdings mit Hilfe der Philosophie über das Gebiet, worauf die Natur mich gewiesen, mehr zu sagen habe, Tieferes und Klareres, als wer ohne diesen Führer, ohne ihre Disziplin an Stoffe der äußern und innern Erfahrung geht.“ Vischer ließ seine umfassende philosophische Bildung der Ästhetik zugute kommen, mit welchem Erfolge ist bekannt.

So war er denn der verhaßten Theologie entronnen. Im Sommer 1839 nahm er Urlaub zu einer Reise nach Italien, die ihn dann auch nach Sizilien und Griechenland führte. Sie wurde für ihn zu einem Erlebnis von größter geistiger Tragweite. Seine jetzt in einem schmucken Büchlein vorliegenden Briefe aus Italien zeigen es auf Schritt und Tritt. Freilich kommt in diesen Briefen nicht nur der glücklich und unbefangen Genießende zum Ausdruck, sondern auch — wie's gleich zu Anfang heißt — jener „zweite Mensch, der in mir ist und mir alles zu entleiden sucht, ein hämischer, mürrischer, widerwärtiger, hypochondrischer Kerl“, und dieser flüstert dem zur Reise sich Rüstenden zu: „Wohin will denn eigentlich der Mensch da? ‚Nach Italien.‘ Hier erhob der andere ein höhnisches Gelächter. So, nach Italien? Der Hans Unstern, dem das Butterbrot immer auf die gestrichene Seite fällt? Sie werden auf der ersten Station die Börse verlieren; wenn Sie die schönsten

Gegenden ſehen wollen, wird es eben regnen; Ihr Hühnerauge, mein Verehrteſter, wird Ihnen das Gehen unmöglich machen, und endlich, wenn alles gut geht, was tut denn ein ſolcher nordiſcher Menſch wie Sie, der nichts rein genießt, ſondern in jedem Genuß über den Genuß grübelt und ſich ihn dadurch verderbt, was tut, ſage ich, ein ſolcher Eſel in Italien?“ Sehen wir nicht hinter dieſer Selbſtcharakteriſtik ſchon deutlich die Geſtalt des Albert Einhart ſich emporrecken? Wir finden in dieſen Briefen ſogar ein perſönliches Erlebnis Viſchers mit einem tierſchindenden Fuhrmann, das dicht an den tragiſchen Ausgang des A. E. hinführt.

1844 rückte Viſcher zum ordentlichen Profeſſor an der ſchwäbiſchen Landesuniverſität auf. Die Antrittsvorleſung, die er in dieſer Eigenſchaft hielt, entfeſſelte die theologiſchen Rankünen wider ihn. Ihre Folge war die Suspenſion Viſchers auf zwei Jahre. „Von da an erſt — ſchreibt er in ſeiner Autobiographie — iſt mir der ganze Haß gegen Pietismus, Kirche und Pfaffentum in die Seele eingebrannt.“ Die unfreiwillige Muße benutzte Viſcher, um Hand an das große Werk ſeiner Äſthetik zu legen. 1846 iſt deren erſter Band erſchienen. Er nahm dann ſeine Lehrtätigkeit wieder auf; aber ſeine Stellung war ihm durch die ſchlimmen Erfahrungen entleidet worden. Als darum 1855 der Ruf nach Zürich an ihn erging, betrachtete er ihn als eine eigentliche Ehrenrettung.

* * *

Als Friedrich Theodor Viſcher nach Zürich berufen wurde, weilte Gottfried Keller noch in Berlin. Am Palmſonntag 1855 hatte er „buchſtäblich unter Tränen“ den „Grünen Heinrich“, der nachgerade ſein Schmerzenskind geworden war, zu Ende geſchrieben, ſo daß nach peinlich langer Pauſe die erſten drei Bände (vom November 1853) ſchließlich doch ihren Abſchluß

erhielten. Im übrigen lagen von ihm nur zwei dünne Gedichtbändchen vor. Für Keller gewann diese Berufung des schwäbischen Ästhetikers ein besonderes Interesse. 1854 war, als es sich um die Besetzung der Professur für deutsche Literatur am künftigen Polytechnikum handelte, an Keller von Zürich aus die Anfrage ergangen, ob er diese Stelle übernehmen würde. Keller überlegte sich die Sache und war einsichtig genug abzulehnen. Dagegen wies er als auf einen trefflich geeigneten auf seinen Freund Hettner in Jena hin, den feinen Literatur- und Kunstkenner. Die Schritte, Hettner zu gewinnen, wurden getan; allein die Berufung ward gegenstandslos, da Hettner gerade damals die Leitung der Antikensammlung in Dresden übertragen wurde, was er dem Ruf nach Zürich vorzog. Und nun wandten sich die Blicke in der Schweiz auf Friedrich Theodor Vischer, und dieser nahm an. Aus Berlin schrieb Keller im Mai 1855 an Hettner, den er so gerne in Zürich gewußt hätte: „Sie werden gelesen haben, daß Vischer nun nach Zürich kommt, und zwar mit starkem Gehalt. Nun wird es jedenfalls eine erfreuliche Gesellschaft dort geben. Wenn ich nur erst dort wäre!“ Daß Vischer durch seine bisherigen Publikationen Keller kein unbekannter Name geblieben war, versteht sich bei seinem regen Interesse für alles geistig Bedeutsame von selbst. Wir erfahren aus einem Brief Kellers an Hettner vom Herbst 1850, daß er einen Aufsatz Stahrs über Hettners und Vischers Werke mit Vergnügen gelesen hat. Als er nun auf Weihnachten 1855 endlich aus dem ihm unleidlich gewordenen Berlin nach Zürich zurückkehrte, ergab sich die Bekanntschaft mit Vischer sozusagen von selbst. Es gab im damaligen Zürich vor allem ein Zentrum unvergleichlicher Art, wo sich die geistige Elite zusammenfand: das Haus Wesendonck. Dort traf sich alles, was in Zürich einen Namen in Kunst, Literatur, Wissenschaft hatte. Von dieser, wie noch von andern Tafelrunden der Ritter vom Geiste erzählt

launig ein Brief Gottfried Kellers an Frau Lina Duncker in Berlin vom Januar 1856: „Hier in Zürich geht es mir bis dato gut, ich habe die beste Gesellschaft und sehe vielerlei Leute, wie sie in Berlin nicht so hübsch beisammen sind. Auch eine rheinische Familie Wesendonck ist hier, ursprünglich aus Düsseldorf, die aber eine Zeitlang in New-York waren. Sie ist eine sehr hübsche Frau, namens Mathilde Luckemeier, und machen diese Leute ein elegantes Haus, bauen auch eine prächtige Villa in der Nähe der Stadt. Diese haben mich freundlich aufgenommen. Dann giebt es bei einem eleganten Regierungsrat [Dr. J. J. Sulzer] feine Soupers, wo Richard Wagner, Semper, der das Dresdner Theater und Museum baute, der Tübinger Vischer und einige Züricher zusammenkommen und wo man morgens zwei Uhr nach genugsamem Schwelgen eine Tasse heißen Thee und eine Havannacigarre bekommt. Wagner selbst verabreicht einen soliden Mittagstisch, wo tapfer pokuliert wird, so daß ich, der ich glaubte, aus dem Berliner Materialismus heraus zu sein, vom Regen in die Traufe gekommen bin." Wie Keller sich gelegentlich bei den feinen Symposien des Regierungsrats Sulzer betrug, wie er „z. B. einst mitten in großer Tafelrunde, in welcher außer einigen Damen Wagner, Burckhardt (es handelt sich um den Basler Kunsthistoriker Jakob Burckhardt, der auch 1855 ans Polytechnikum berufen worden war), Semper, Vischer, Ettmüller, Baumgartner u. a. saßen, unter maßlosem Schimpfen auf einen mehreren Anwesenden befreundeten Schriftsteller eine kleine vor ihm stehende Beige kostbaren japanesischen Porzellans mit der Faust zertrümmerte und völlig wütend abgeführt werden mußte" — das erzählt uns Bächtold in seiner Keller-Biographie.

Daneben florierten dann die freien, ungezwungenen Vereinigungen am Wirtstisch. An Hettner schreibt Keller einmal (1857): „Mit Vischer, Burckhardt, Hitzig trinke ich zuweilen des Abends ein Schöppchen, wozu manchmal noch Semper kommt."

Ein Echo jener gemütlichen Sitzungen beim Wein vernehmen wir noch aus einer Stelle eines Briefes von Vischer an Keller aus Stuttgart vom Jahre 1871: da bestellt der Stuttgarter Professor durch Keller an den zürcherischen Regierungsrat Wild, mit dem er öfter im Safran zusammengesessen, einen Gruß mit der Motivierung: „als Zeugnis, daß ich oft im Geist mit Ihnen kneipe."

Je lieber Keller diese frische Art Vischers war, desto mehr verdroß es ihn gelegentlich, wenn er auch bei diesem Manne das Professorenzöpfchen zu entdecken glaubte. So sah er es nicht gerne, daß sich Vischer an einer (übrigens nur drei Jahre am Leben gebliebenen) in Zürich herausgegebenen Monatsschrift beteiligte, die, wie Keller an Hettner schreibt, „in den Händen der doktrinären und zünftigen Professorenpartei ist, zu welcher leider auch Vischer sich gesellt hat". Er fährt dann fort: „Ich komme nur alle acht Tage mit Vischer zusammen in einem kleinen Wirtshausstübchen; er ist ein sehr liebenswürdiger (den Haß Vischers gegen dieses Epitheton hat Keller damals offenbar noch nicht gekannt) und frischer Mensch als Person, hat sich aber, wie gesagt, ganz zu dem Universitätsvolk geschlagen." Er nahm es Vischer auch als etwelche Schulfuchserei übel, daß er den Stil von Hettners Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts etwas zu leicht, zu modern fand.

Über die damaligen Zürcher Universitäts- und Bildungsverhältnisse hielt Keller seine ausländischen Korrespondenten hübsch auf dem Laufenden. So erzählt er im Februar 1856 dem Freunde Hettner: „Der Erziehungsrat hat die Fakultät beauftragt, ein Gutachten zu beraten, ob eine zweite ordentliche Professur für Philosophie zu errichten sei. In einer Versammlung, ich weiß nicht ob des akademischen Senates oder der Fakultät, bejahte Vischer als Referent die Frage, und zwar dahin, daß die Stelle gleich mit einer gewissen Person . . . zu besetzen sei. Dagegen verwahrte sich Köchly, da kein Vorschlag,

ſondern ein allgemeines Gutachten verlangt ſei. Sogleich heftiger und grober Wortwechſel zwiſchen Viſcher und Köchly. Viſcher verbat ſich den groben Ton Köchlys und dieſer erklärte, er werde keine Sprechübungen bei Viſcher nehmen; dieſer hält nämlich ſolche in einem Kolleg. Die Sitzung mußte aufgehoben werden und eine folgende nahm ein ähnliches Ende.“ Und weiter: „Sonſt iſt ein ſchrecklich reges Leben hier, alle Donnerstag ſind akademiſche Vorleſungen à la Singakademie in Berlin im größten Saal der Stadt, wohin ſich Weiblein und Männlein vielhundertweiſe drängen und gegen zwei Stunden unentwegt aushalten. Semper hat einen allerliebſten und tiefſinnigen Vortrag gehalten über das Weſen des Schmuckes. Viſcher wird den Beſchluß machen mit dem „Macbeth“. Daneben ſind eine Menge beſonderer Cyclen der einzelnen Größen, ſo daß man alle Abend die Dienſtmädchen mit den großen Viſitenlaternen herumlaufen ſieht, um den innerlich erleuchteten Damen auch äußerlich heimzuleuchten. Freilich munkelt man auch, daß die ſpröden und bigotten Zürcherinnen in dieſen Vorleſungen ein ſehr ehrbares und unſchuldiges Rendezvous-Syſtem entdeckt hätten und daß die Gedanken nicht immer auf den Vortrag konzentriert ſeien.“ Im Anſchluß hieran höre man noch die Schilderung in dem Brief an Frau Lina Duncker vom März 1857: „Die Bildungsſucht in Zürich graſſiert immer fort: alle Wochen wenigſtens zwei Vorleſungen von Damen und Herren. Die Norddeutſchen und die Süddeutſchen bekriegen ſich dabei wegen der Ausſprache. So hält Viſcher ſehr hübſche Vorträge über Shakeſpeare; die Sachſen und Preußen moquieren ſich aber über ſein Schwäbeln, worüber er wütend wird. Neulich, als er aus einem norddeutſchen Vortrag kam, ſagte er: ‚Des ſoll nun das richtige Deitſch ſein, wenn ſo a Kerle ſagt ſtatt ‚verloren‘ ‚vochlochen‘! und ſtatt ‚Liebe‘ ‚Lübbe‘!‘ Ich mußte ſehr lachen und hinterbrachte es ſtracks den Nördlichen.“

1859 wurde natürlich auch in Zürich Friedrich Schillers hundertſter Geburtstag feſtlich begangen. Laſſen wir Keller der Berlinerin Ludmilla Aſſing das Nähere erzählen (30. Nov.): „Aus dem Datum Ihres Briefchens ſehe ich, daß Sie am 10. November nicht ſehr feſttäglich gelebt, da Sie Briefe geſchrieben und Pakete verſandt haben. Wir in Zürich haben von unſrer kleinen Schillerfeier einen luſtigen Nachgeſchmack: Profeſſor Viſcher hielt nämlich eine ſehr ſchöne Feſtrede, und Herwegh ſprach einen ſchönen Prolog. Nun ſind beide Herren uralte Feinde, die ſich auf tauſend Schritte ausweichen; um ſo mehr fühlen ſie ſich geniert, ſeit dem Tage immer zuſammen genannt zu werden. Jeder hat ſeinen Anhang oder Chor wie die Brüder in der „Braut von Meſſina“: Herwegh wildere rötliche Demokraten, Viſcher hingegen geſetzte Gothaer und ernſte ordentliche Profeſſoren. Rühmt man nun bei Herweghs Gefolge die Viſcherſche Feſtrede, ſo riskiert man, niedergehauen zu werden; lobt man in Viſchers würdigem Kreiſe der Graubärte den Herweghsprolog, ſo ruft man ein grollendes, mürriſches Schweigen hervor. Beide Häupter aber halten ſich ſtill und ſtraff und ſtehen nur ſchweigend an der Spitze ihrer Reiſigen, ohne daß der helle Stern des 10. November ſie zu verſöhnen vermag.“

In einem Briefe an Freiligrath charakteriſiert Keller Fr. Theod. Viſcher als meiſtens moros. Doch halten wir uns ſtatt an dieſen gar zu ſummariſchen und ſicher ungerechten Charakterſteckbrief lieber an andere Briefſtellen Kellers: ſo wenn er von der einfachen, friſchen und handfeſten Natur Viſchers ſpricht, oder wenn er — 1860 an Hettner — ſchreibt: „Viſcher iſt bei allen Launen doch noch einer von denen, die einen Halt gewähren und deren Fleiſch von guter und ächter Textur iſt. Auch hat er eine ſchöne künſtleriſche Ader, welche nicht nur ſeinem Metier zu gut kommt, ſondern auch ſeinen Umgang angenehm macht.“

Wir erwähnten schon in den einleitenden Sätzen, daß in Zürich das großangelegte und reich durchgeführte System der Ästhetik zu Ende gediehen ist; auch hier mag Keller das Wort haben: „Der letzte Teil von Vischers Ästhetik, worin er die Poesie behandelt, hat doch einen großen Fonds von gesundem, tüchtigem Inhalt an Grundsätzen wie an Erfahrung."

In das Jahr von Gottfried Kellers Ernennung zum Staatsschreiber des Kantons Zürich (1861) fällt dessen Anzeige einer neuen Folge von Vischers „Neuen kritischen Gängen" in der Beilage zur Augsburger Allgem. Ztg. (wiederabgedruckt im Band von Kellers Nachgelassenen Schriften und Dichtungen). Es ist eine in ihrem phrasenlosen, von allem Überschwange freien Lobe wahrhaft prächtige Arbeit. Was hier Keller von dem Buche sagt: es erneuert das Bild eines Mannes, der an sich selber Disziplin übt und daher auch berechtigt ist, sie überhaupt an Dingen und Menschen zu üben; der nicht ein Jünglingsalter, sondern ein Mannesalter entlang dieselbe Fahne geistiger Freiheit aufrecht hält, ein Freund seinen Freunden, ein Feind seinen Feinden ist, aber ohne ein blinder Parteigänger zu sein, weil er weder über der Wahrheit die Schönheit, noch über der Schönheit die Wahrheit vergißt, da ihm beide Eins sind — das zeigt aufs schönste, wie tief und klar der Dichter Vischers Wesen erfaßt hat.

* * *

Elf Jahre hat Fr. Theod. Vischer in Zürich gelebt. Dann zog ihn ein Ruf in die Heimat zurück. Als Lehrer am Polytechnikum in Stuttgart hat er bis an sein Lebensende gewirkt. In seiner geraden Art spricht er in der erwähnten autobiographischen, 1874 niedergeschriebenen Schilderung von dem Schweizeraufenthalt. „Ich habe — heißt es da u. a. — gastliche Aufnahme gefunden, bleibende Bande der Freundschaft ge-

ſchloſſen, ich bin von den Behörden in durchaus nobler Weiſe behandelt worden.“ Er ſpricht dann von den Männern, die ihm auf dem Gebiete der frei gerichteten Theologie und im Lehrkörper Eindruck machten und ſeine Freundſchaft gewannen, und fährt fort: „Es fehlte nicht an Verkehr mit Künſtlern, ich nenne nur den genialen Tiermaler Koller, meinen Kollegen Ulrich, den Landſchaftsmaler, ich erfreute mich des Umgangs mit der kernfeſten, echten Dichternatur Gottfried Kellers; in Schweizerfamilien, in dem mäzenatiſch gaſtlichen Hauſe des deutſchen Kaufmanns Weſendonck fand ſich nicht ſelten zuſammen, was ſich zu den Kreiſen der Kunſt und Literatur zählte.“ „Warum — ſo fragt Viſcher ſelbſt — ich aus einem ſo guten Lande dennoch fortgegangen bin?“ Und er weiſt hin auf die politiſche Abneigung, das ungünſtige Urteil über den deutſchen Nationalcharakter, der in der Schweiz herrſche oder damals noch geherrſcht habe. So komme ein Deutſcher trotz aller Güte und Freundlichkeit im Einzelnen, trotz aller öffentlichen Anerkennung doch nicht recht aus dem Gefühle heraus, Fremden zu dienen. Sodann eine zweite Quelle von Mißſtimmung: die kosmopolitiſch geſinnten deutſchen Landsleute, „meiſt verbitterte Flüchtlinge, die ſich nicht ſchämen, bei jeder Gelegenheit der Schweiz zu ſchmeicheln und auf das eigene Vaterland zu ſchimpfen.“

Als Viſcher am Schluß des Sommerſemeſters 1866 Zürich verließ, war das dichteriſche Haben Gottfried Kellers immer noch ein ziemlich beſcheidenes. Anfang 1856 war der erſte Band der Leute von Seldwyla erſchienen, Pankraz den Schmoller, Frau Regel Amrain, Romeo und Julia auf dem Dorfe, die drei gerechten Kammacher und Spiegel das Kätzchen enthaltend. 1860 war das Fähnlein der ſieben Aufrechten entſtanden. Anderes aber ließ der Dichter, der ſeit 1861 Staatsbeamter geworden war, in ſeinem Pulte liegen. So vor allem die Legenden. Um dieſe koſtbaren Gebilde vollendeter Erzählungskunſt dreht ſich

der erſte Brief, den Keller am 1. Oktober 1871 an Friedrich Viſcher nach Stuttgart gerichtet hat. Ein Verleger in Stuttgart hat ſich Keller angeboten; über ihn möchte dieſer nun Näheres erfahren, da er ihm „ein kleineres Werklein“ anzuvertrauen die Abſicht hat. Von dieſer Bitte geht dann Keller zu einer zweiten über: „Da ich nun einmal auf den Wegen der Unverſchämtheit wandle, ſo will ich Sie gleich noch ein wenig weiter plagen. Das Büchlein, um das es ſich handelt, würden jene ironiſch reproduzierten ſieben Legenden ſein, von denen Sie, wenn ich nicht irre, mich vor Jahren auch haben vorleſen hören bei Weſendoncks. Als Titel dächte ich mir, auf alte Heiligenbilder anſpielend, zu ſetzen: ‚Auf Goldgrund, ſieben Legenden von N. N.‘ Hielten Sie dieſen Titel für affektiert oder irreführend oder läppiſch uſw.? Ferner iſt eine kleine Vermittlung nötig bei dem ‚plötzlichen‘ Gegenſtand. Wäre ein kurzes, ebenfalls humoriſtiſches Vorwort, etwa des Inhalts, der Verfaſſer habe einmal in einer Stimmung, wo man ſage, es ſei zum Katholiſchwerden, ſich wirklich mit dieſem Gedanken beſchäftigt und deshalb das Leben der Heiligen, die acta sanctorum, die Kirchenväter ſtudiert; vorliegende Legenden ſeien ſolche Quellenſtudien; da er ſich aber wieder anders beſonnen, ſo ſei das Unternehmen liegen geblieben uſw. uſw. — Wäre ein ſolches Vorwort taktlos, mißverſtändlich oder ſchädlich, und täte man beſſer, gar nichts zu ſagen? Am meiſten fürchte ich, die Kritiker würden den Vorwurf des Heiniſierens machen, obwohl mit Unrecht; denn vor Heine war Voltaire und vor dieſem Lucian an, und wegen aller dieſer kann ſich der ſpätere Wurm doch regen ... Ich kann dem erwähnten Werklein bald endlich den zweiten Band ‚Leute von Seldwyla‘ folgen laſſen mit fünf ordentlichen Erzählungen.“ Keller ſchließt mit den Worten: „Ich möchte Ihnen gern einläßlich zum Krieg und deutſchen Reich gratulieren, und über die Franzoſenborniertheit fluchen, die ſich beim großen

Haufen in unſrer alten Schweiz breit macht und noch glimmt; aber das würde mich zu weit führen.“ Viſcher antwortete unterm 18. Oktober.*) Was ihn an Kellers Brief ganz beſonders freut, iſt das, daß die Welt endlich einmal wieder etwas von ihm zu leſen bekommen ſoll. Gegen den Titel „Auf Goldgrund“ macht er muntere, kluge Einwendungen: „Ich wäre nicht dafür. 1. Weil ich gegen die Titel bin, die aus Satzteilen beſtehen. Sie ſind unbequem. „Haben Sie ‚Auf Goldgrund‘ geleſen?“ — „Was ſagen Sie über ‚Auf Goldgrund‘?“ oder „Gottfried Keller ſchrieb hierauf Legenden — auf Goldgrund — oder: ‚Auf Goldgrund‘.“ 2. Es klingt ironiſch. Nun werden freilich die Legenden ſelbſt Ironie auf die Legende ſein, aber nicht ſo, wie plumpe Köpfe es verſtehen, ſondern eine gemütliche Ironie, eine Ironie, die den wirklichen Goldgrund der Liebe hat. Die ſcharfe Kürze eines Titels aber könnte den Schein einer Ironie ohne ſolche ſchöne Grundlage mit ſich führen, könnte zu ſagen ſcheinen: gebt einmal Acht, was das für ein Goldgrund ſein wird. Man könnte zwar ſagen: wenn Sie einfach ſetzen: ‚Sieben Legenden von Gottfried Keller‘, — ſo klingt das eben auch recht ironiſch — wohl, aber es iſt nicht ſo zugeſpitzt markierend wie: ‚Auf Goldgrund‘ ꝛc.“ Was die Frage des Vorworts betrifft, ſo iſt Viſcher zu keiner ſo beſtimmten Anſicht gelangt wie bei der Ablehnung des Goldgrund-Titels; immerhin überwiegt das Gefühl, Keller täte beſſer, das Vorwort zu unterlaſſen.

Es folgt dann ein Paſſus, den Bächtold (vgl. die An-

---

*) Die Briefe Viſchers an Keller (7 Stück) ſind Eigentum der Zürcher Stadtbibliothek. Bächtold hat aus ihnen das Wichtigſte im 3. Band der Keller-Biographie mitgeteilt. Herr Profeſſor Dr. Robert Viſcher in Göttingen, der Sohn Friedr. Viſchers, hat uns in liebenswürdiger Weiſe geſtattet, einige weitere Stellen, die Jakob Bächtold nicht gibt, hier abzudrucken, wofür ihm der beſte Dank ausgeſprochen ſei.

merkung) nicht reproduziert hat, der uns aber doch eines gewiſſen Intereſſes nicht zu entbehren ſcheint, weil er das Echo auf zwei Stellen in Kellers Brief bietet. Er lautet: „Alſo auch ein zweiter Band ‚Leute von Seldwyla‘ ſoll bald folgen — trefflich! Ich ſchlecke ſchon den Mund danach aus. Ihr Name iſt ſchon lange in Ehren bei Vielen, aber noch lange nicht genug in die Weite anerkannt. Die zwei Frühlingsregen ihrer neuen Publikationen werden die Decke wegfegen, dieſich durch langes Schweigen über ihn gelegt hatte, er wird der Majorität ſichtbar werden oder gemein proſaiſch zu reden, erſt recht ins große Publikum dringen — wie es eben doch ſein ſoll und ihm gebührt. — Daß Sie im deutſchen Krieg nicht bei den Neutralen ſein werden, war ich von Anfang überzeugt. Der Sieg Deutſchlands kommt doch gewiß mittelbar auch der Schweiz zu gute, denn daß Deutſchland den europäiſchen Frieden will, iſt doch gewiß kein leeres Geſchwätz. Wer den Nachbar nicht in Ruhe läßt, bedroht jeden Nachbar, ein mürbe geſchlagenes Frankreich neben ſich zu haben, kann der Schweiz nur erwünſcht ſein.“

Was alſo, wie wir ſahen, Viſcher in ſeiner Autobiographie an den Deutſchſchweizern im allgemeinen zu tadeln fand, die Antipathie gegenüber Deutſchland und die Franzoſenbewunderung, das traf auf einen Gottfried Keller durchaus nicht zu.

Nach dem Erſcheinen der „Legenden“, in bezug auf deren Titel Keller dem Rate Viſchers gefolgt iſt, während er doch ein kurzes geiſtreiches Vorwort ihnen mitgab, ſchrieb Keller an Viſcher, der, obwohl, merkwürdigerweiſe, keinen „ganzen Beweis“ von Kellers Können in den Legenden erblickend, ſie doch anzuzeigen Luſt empfand, in einem Briefe vom 19. Mai 1872 u. a. folgende Zeilen: „Ich bin Ihnen noch meinen Dank ſchuldig für die freundliche Entgegennahme der Legendchen. Wenn Sie mir die Ehre erweiſen wollen, einmal ein wenig ins Gericht zu gehen mit meinen Sachen, ſo iſt es mir ſehr lieb, wenn Sie noch

einiges abwarten wollen: der zweite Band ‚Seldwyla' ſoll bis zum Herbſt erſcheinen. Glauben Sie alsdann eine beſtimmte Figur von mir zu haben, ſo wird es mir allerdings zu großer Freude gereichen, gleich weit von unmotivierter günſtiger Vor=eingenommenheit ſogenannter Talententdecker und von der mali=tiöſen Kühle Fernſtehender entfernt, einmal ſachlich behandelt zu werden und dabei zu lernen." 1874 erſchien dann eine Neu=ausgabe der „Leute von Seldwyla", die, neben den fünf oben ſchon genannten Erzählungen, alles enthielt, was wir heute unter dieſem Titel beſitzen, ausgenommen die Novellen „Dietegen" und „Das verlorene Lachen", die etwas ſpäter erſt ihre Publikation fanden. Im ſelben Jahre veröffentlichte in der Ausgsburger Allg. Ztg. Friedrich Theodor Viſcher ſeine große Studie über Gottfried Keller. Schon vor vierzehn Jahren — ſchrieb Viſcher im Herbſt 1871, als das Erſcheinen der Legenden am Horizonte ſtand, an Keller — hatte er die Feder angeſetzt zu einer Be=ſprechung der Leute von Seldwyla; aber ſie blieb liegen, weil er doch noch weitere Schöpfungen abwarten wollte; aber auch nach der Edition der Legenden fand Viſcher, es dürfte doch beſſer ſein zu warten mit deren Anzeige, da ja bald mehr komme. Endlich war dieſer Fall nun eingetreten, und Viſcher hielt ge=treulich ſein Verſprechen.

Keller hat dieſem Eſſay, von Emil Kuh, dem Hebbel=Bio=graphen, über die Vollendung der Studie orientiert, nicht ohne Bangen entgegengeſehen. „Daß Viſcher — ſo ſchreibt er an Kuh — einen größern Aufſatz über meine Sünden ſchreibt, er=füllt mich mit Grauſen, beſonders wenn er kritiſieren wird müſſen, was ich ſchon lange bereut und gebüßt habe."

Viſcher gebührt das hohe Verdienſt, als Erſter den Schweizer Dichter mit eindringendem Verſtändnis gewürdigt zu haben. Wir brauchen gewiß nicht zu allem ja zu ſagen, was Viſcher ſagt, z. B. über den Schluß des Grünen Heinrich, auch über

einige der Legenden; aber als Ganzes ſtellt der Eſſay doch eine ganz prächtige Charakteriſtik von Kellers dichteriſcher Potenz dar. Daß der tiefe geiſtige Gehalt in Kellers Dichtung und daß ſein ſouveräner Humor in Viſcher ihren berufenſten Deuter und Künder gefunden haben, begreift ſich von vornherein. Ebenſo, daß Viſcher, den alles Bild entzückte, dieſen Dichter verſtand, bei dem alles bildhafte Anſchauung, der „ein Schauender“ iſt, was für Viſcher die Definition des Dichters ausmacht. Keller hat einmal, in einem Briefe von 1859, ſeine Freude über einen Ausdruck Viſchers ausgeſprochen, der dahin lautete: man müſſe das Didaktiſche im Poetiſchen auflöſen wie Zucker oder Salz im Waſſer. Wer aber hat dieſe Kunſt wundervoller verſtanden als eben Gottfried Keller?

Zwei Stellen aus dieſem Eſſay mögen hier ſtehen: „Keller wird nie ſehr populär werden, einfach, weil er wirklich ein Dichter iſt.“ Und am Schluß: „Die Mehrheit will in der Poeſie ihren gewohnten proſaiſchen Vorſtellungen begegnen und hat kein Auge für Anſchauung, kein Ohr für Stil und Urklang der Sprache; wer das aber hat und wer bei dem Dichter mehr ſucht als aufgeputzte Proſa, wer dieſen Geiſt herzlich lieb gewonnen hat, der wird zu dem langen Solſtitium mit Bedauern den Kopf ſchütteln und nicht glauben mögen, daß das Amt, das Keller in der Zwiſchenzeit angetreten, ihn abhalten dürfe, nunmehr . . . dafür zu ſorgen, daß man von ihm wiſſe. Denn, o Staatsſchreiber von Zürich, Ihr ſchreibt ſtaatsmäßig! Alſo mehr! Bald mehr!“

Das war 1874. Im Sommer 1876 quittierte Gottfried Keller den Staatsdienſt und ward wieder ein freier Dichtersmann.

Was hat Keller zu dem Eſſay Viſchers geſagt, als er ihm gedruckt vorlag? Erſt am letzten Januartag 1875 griff er zur Feder: „Ihre Arbeit — heißt es da — über meine Wenigkeit

habe ich noch in Wien angefangen zu leſen, kam dann ins Tirol ꝛc. Ich ſtatte Ihnen jetzt ſpät, aber darum nicht minder herzlich meinen Dank ab für alles, was Sie ſo freundlich, aufmunternd und auch im kritiſchen Teil ſo nutzbringend und ſachgemäß geſagt haben. Es iſt die erſte wirklich eingehende Arbeit dieſer Art, die ich erlebt habe, und es hat mich alles gefreut, namentlich auch die Humanität, wie Sie das Kompoſitionsübel am Grünen Heinrich behandelt.“ (Daß Keller es dann in der Umarbeitung des Grünen Heinrich mit dem Schluß ſeinem Kritiker von 1874 im ganzen zu Dank getroffen hat, erſieht man aus der Nachbemerkung von 1881, die Viſcher ſeinem Eſſay für den Abdruck im Sammelband von Altes und Neues angehängt hat.) Das Schreiben Kellers vom 31. Januar blieb aber unvollendet liegen, und Viſcher mußte noch bis in den Juni 1875 ſich gedulden, bevor er des Dichters Dank ſchwarz auf weiß leſen konnte; in die ſommerliche Fortſetzung des Briefes aber kamen dann noch ein paar offenherzige kritiſche Bedenken Kellers hinein gegen einzelne Äußerungen in Viſchers Eſſay: „ich muß doch ein bißchen widerbellen.“ Und dann verteidigt oder erklärt er doch zwei von Viſcher inkriminierte Stellen. Einmal die „Naſenzöpfe“ in der Legende von der Jungfrau als Ritter: Maus, der Zahlloſe, ſollte den Panſlavismus vorſtellen: „das äußere Weſen des Slaviſchen ſollte unter anderem durch allerlei gezopftes Haar- und Schnauzwerk gemalt ſein, und da dachte ich mir als Übertreibung wirkliche, lange barbariſche Naſenhaare als Zöpfchen, und es fiel mir nicht im Traum ein, daß etwas wirklich Ekelerregendes ins Spiel komme.“ Das zweite Bedenken Viſchers bezog ſich auf eine Stelle in den drei gerechten Kammachern, die er nach der Seite des Zyniſchen verſtanden und deshalb gerügt hatte. Wie vollſtändig Keller ſeinen Kritiker zu überzeugen vermocht hat, geht daraus hervor, daß Viſcher dieſe beiden Bedenken beim Wiederabdruck ſeines Eſſays ausgeſchaltet hat.

Daß Keller ſich gelegentlich (vgl. Brief 203 im 3. Band von Bächtolds Biographie) ein bischen luſtig gemacht hat über „die pſychologiſche Sektion durch Kritiker wie Viſcher und Auerbach“, ſei nur im Vorbeigehen angemerkt. Der aufrichtigen Dankbarkeit Kellers hat dieſer leiſe Spott keinerlei Eintrag getan.

Das Jahr 1877 brachte Friedrich Viſchers ſiebzigſten Geburtstag. Keller vergaß den 30. Juni nicht. Am 28. Juni ging ſein Glückwunſchſchreiben nach Stuttgart: „Hochverehrter und teurer Herr und Freund! Auch ich kleiner Hafenmatros komme, Ihnen als einem Hauptmann über ſiebenzig gute Kriegsſchiffe, ſo er auf der offenen See allezeit gegen den Feind und das Übel der Welt geführt, an Ihrem Ehrentage ein lautes und herzliches Heil zuzurufen. Ich tue es um ſo fröhlicher, als ich der Meinung bin, daß zunächſt noch mindeſtens zehn weitere wackere Fahrzeuge zum Auslaufen bereit liegen, und daß erſt nachher etwan die Streitfrage auftauchen werde, ob der Herr Admiral anfange zu altern! Ohne Concetti geſprochen, bringe ich Ihnen mit dankbarem Herzen für alles Gute und Liebe, das Sie der Welt und meiner Wenigkeit erwieſen, meine beſten Glückwünſche zum ſchönen Geburtstagsfeſte, und wünſche den Jahren, die Sie hoffentlich noch zahlreich zu genießen haben, einen allgemeinen und perſönlichen Lebensinhalt, der dem Nutznießer die verdiente Freude zu machen geeignet iſt. — Ihr mit verehrungsvoller und freundſchaftlichſter Geſinnung längſt ergebener Gottfried Keller.“

Herzlich dankte Viſcher: „Das friſche Wehen von der Bürkli-Terraſſe her hat gar wohl getan, um ſo mehr, da ich mit ziemlich böſem Gewiſſen auf einige Zeit unter die Poeten gegangen bin und Poetengruß daher ein ermutigendes Zeichen für mich iſt.“ Und nun trägt Viſcher gleich eine Bitte vor, die in Verbindung ſteht mit dieſer poetiſchen Arbeit, die er unter den

Händen hat. Es handelt ſich um den Auch Einer, und zwar in dem ſpeziellen Fall um die in dieſes Buch eingeſchloſſene Pfahldorfgeſchichte. Viſcher hatte eines der frühern Gedichte Kellers zum Teil verwertet, ohne Namensnennung natürlich, und ein anderes von ihm ſelbſt herrührendes Gedicht dem Barden Kullur (d. h. dem ins Pfahlzeitliche überſetzten Gottfr. Keller) untergeſchoben; ſodann aber — und das war noch etwas heikler — ließ er den genannten Barden Kullur ſehr aktiv an einer Prügelei ſich beteiligen. Für all dies wünſchte Viſcher Kellers Zuſtimmung ſicher zu ſein. Keller antwortete ſchon wenige Tage ſpäter: „Mit vielen Freuden vernehme ich die Realiſierung des Pfahldorfprojektes und würde ſchon in Erwartung des bevorſtehenden Vergnügens nicht imſtande ſein, Ihre Kreiſe mit philiſtröſen Bedenklichkeiten zu ſtören, von deren Grundloſigkeit ich ja bei Ihnen zum voraus überzeugt ſein müßte. Als Kompenſation für das Zuviel an Ehre, das dem Guffrud Kullur durch Unterſchiebung eines Gedichtes von Ihrer eigenen Textur geſchieht, ſoll derſelbe ſich bei Durchhauung des Pfaffen nur um ſo rüpelhafter benehmen; ich erteile Ihnen hiemit alle Vollmacht.“

Als Einundſiebzigjähriger hat Friedrich Viſcher ſeinen „Auch Einer. Eine Reiſebekanntſchaft“ erſcheinen laſſen, man kann wohl ſagen die Frucht einer reichlich dreißigjährigen philoſophiſchen und dichteriſchen Kontemplation. Darf man doch daran erinnern, daß im erſten Band der Äſthetik von 1846 ein Paragraph ſteht, der eigentlich den ganzen „Auch Einer“ in nuce antezipiert. „Katarrh und Hühneraugen — ſo lautet § 208 — reichen hin, eine Natur, wie ſie der Humor fordert, unendlich unglücklich zu machen, denn ſie hat die geiſtige Organiſation, zu fühlen, was das heißen will, in der Ausführung der reinſten Zwecke gehindert, in den ſchönſten Augenblicken geſtört zu ſein durch Huſten, Schnäuzen, Spucken, Nieſen, Hinken. Sie

iſt darin ſo empfindlich wie nacktes Fleiſch in einer Wunde, ſie iſt ein ungeſchältes Ei.“

Gottfried Keller dankte für das Buch in einem längern Brief vom November 1878. Es heißt da u. a.: „Eine große Überraſchung war es, weil ich lediglich eine Pfahldorfgeſchichte erwartet habe und nun den monumentalen Bau eines Monologes vor mir ſehe, wie ihn unſere Literatur kaum ein zweites Mal beſitzt.“ Unter dem Ausdruck „Monolog“ will Keller verſtanden wiſſen: „den teſtamentartigen Charakter des Buches, welcher auf jeder Seite, nach allen Ausſtrahlungen hin das Weſen einer und derſelben Perſon ausſpricht. Außerdem aber verſchmelzt ja der rhapſodiſch bewegte Gang des Werkes die unmittelbare Erzählung des Dichters mit dem Tagebuch in einheitlicher Weiſe; es iſt überall der gleiche ſtürmiſche Fluß der Darſtellung.“ „— — dafür fühlte ich mich um ſo geſchmeichelter durch die mir zugeſchriebene Abholzung des Druiden oder Pfaffen, wie denn kleine oder bucklige Leute immer darauf ſtolz ſind, wenn man ihnen nachſagt, ſie hätten einen durchgehauen.“

Wir haben auch noch ein mündliches Urteil Kellers über Viſchers Dichtung. Prof. H. Fiſcher in Tübingen erzählt in dem Aufſatz „Die Geniepromotion“ (Septemberheft 1907 der Südd. Monatshefte) folgendes: „Als der Roman kurz erſchienen war, hatte ich die Freude, mit Gottfried Keller über ihn zu reden. Da konnte herzhaft gelacht werden über ſo manche aus Viſchers Geſprächen wohlbekannte Lieblingsvorſtellung, der er ſich nicht hatte verſagen können, ein Plätzchen zu gewähren. Auf einmal ſah mich Keller mit ſeinen größten Augen an: ‚Sie ſind doch aber auch der Anſicht, daß das eins der bedeutendſten Werke iſt, die unſere Literatur aufzuweiſen hat?‘“

Wir ſetzen noch die Stelle aus dem „Auch Einer“ in der Pfahldorfgeſchichte her, wo Viſcher das Porträt des Barden Guffrud Kullur entwirft: „Mit feierlicher Verbeugung, die Hand

auf die Bruſt gelegt, begrüßte der Dichter die Verſammlung. Erwartungsvolles Flüſtern ging durch die Reihen. ‚Groß iſt er nicht‘, ſagte Bürger Porrex zum Nachbar Ferrex. ‚Aber ſieh, was für ein edles Haupt‘, erwiderte dieſer und hatte Recht, denn unter der klaren Stirne wölbten ſich in feinem Bogen die Brauen über den lichtvollen dunkeln Augen, die Adlernaſe deutete auf Feuer und Schwung, und auf die ſüße Gabe des rhythmiſchen Wortes die wohlgeformten, nur leicht geſchloſſenen Lippen. ‚Und wie ſchön er den Kopf trägt‘, ergänzte Bürger Liwarch die beiden andern, denn ungeſucht ſtolz aufrecht ſtand das bärtige Haupt auf dem ſchwungvoll gezeichneten Halſe. Der Mond war jetzt über dem See aufgegangen und warf ſeinen erſten, noch matten Schein auf den Sängerbarden Guffrud Kullur.“

Nach Friedrich Viſchers eigenem Porträt im „Auch Einer“, deſſen A. E. man ſofort als Alter Ego gedeutet hat, brauchen wir nicht lange zu ſuchen. Man wüßte nicht, wo anfangen und wo aufhören, wollte man alle die Stellen zitieren, die ſich von Albert Einhart ohne weiteres auf Friedrich Viſcher übertragen ließen. Nur zwei ſolche mögen hier ſtehen: „Er war eine befehlende Kraft und eine dichteriſch denkende.“ Und: „Was ich nicht aushalten kann, das iſt ein Menſch ohne Leidenſchaft und ein Menſch, der gemeine Leidenſchaften hat.“

Aus dem Siebzigjährigen wurde der Achtzigjährige. Und wie zum 70. Geburtstag Viſchers, ſo ſtellte ſich auch zum 80. der Zürcher Freund und Dichter mit einem Glückwunſch ein. Aber diesmal hatte er einen beſonders feierlichen und feſtlichen Klang: in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung entbot Keller öffentlich dem hochverehrten Manne zum 30. Juni 1887 den Geburtstagsgruß. Kein ſchönerer Schlußſtein ließe ſich in dem lichten edlen Bau dieſes Freundſchaftsbundes denken als dieſe künſtleriſch wundervoll durchgeformte Würdigung von Viſchers

Weſen und Wirken durch den Schweizer Dichter. Es würde daher auch unſerer Darſtellung die rechte Rundung und der leuchtende Abſchluß fehlen, wollten wir auf einen Abdruck dieſes unvergleichlichen Proſaſtückes verzichten.*) Gottfried Keller ſchreibt:

„Vor mehr als zwanzig Jahren kehrte ich eines Sonntag Abends von einem Spaziergange in der Umgebung von Zürich nach der Stadt zurück an der Seite eines Mannes, der ſich dem Ende ſeines ſechſten Jahrzehnts nähern mochte, aber noch wohlgebaut und mit rüſtigen Gliedmaßen dahinſchritt. Er war keineswegs modern und doch mit ſchlichter Eleganz gekleidet, da er, die ſchlotterige Tagesmode verachtend, an dem als zweckmäßig erkannten Gewandſchnitte ‚ſchönerer Jahre‘ unverbrüchlich feſthielt, der an Schulter, Arm und Hüfte dem Körper ſein Recht ließ. Der Hut ſaß ihm gut und frei, faſt etwas ſchieflich zu Haupte und ſchien zu ſagen: Ein Mann geht unter mir!

Die Dämmerung war ſtark vorgeſchritten, als unſer Geſpräch plötzlich unterbrochen wurde. Auf der anderen Straßenſeite gab ein dichter dunkler Männerhaufen die ſchönſte Prügelei zum Beſten, ganz in ſich gekehrt, wie von der Welt abgewandt. Wir ſtanden ſtill und ſahen bald, daß dieſer Knäuel erboſter Leute auf einen Einzelnen loshauen mußte, der unerkennbar in der Mitte ſtak und erbärmlich um Hülfe ſchrie. Mein Begleiter horchte nur einen Augenblick hin, faßte ſeinen Stock feſter und ſprang mit einem Satz über die Straße weg. Während er unerſchrocken eindrang und den Knäuel zerteilte, hörte ich ſeine helle Stimme rufen: ‚Ihr Himmelſakermenter, was iſt das? Schämt ihr Euch nicht, alle auf Einen loszuſchlagen?‘

---

*) Der Abdruck aus dem Band von Kellers Nachgelaſſenen Schriften und Dichtungen (Wilh. Hertz, Berlin) iſt vom Verleger bereitwilligſt geſtattet worden.

Das wird nun gut ausfallen! dachte ich, behutſam näher tretend. Aber ſchon hatte die Maſſe ſich gelockert, Stöcke und Fäuſte ruhten, wogegen eifrige Reden ſich kreuzten und dem Eindringling geräuſchvollen Aufſchluß gaben, jedoch ohne die Feindſeligkeit wider denſelben zu kehren. Offenbar hatte er den richtigen Fleck getroffen und hörte aufmerkſam zu. Es ſtellte ſich heraus, daß der Geprügelte durch bodenlos freches Benehmen die erſt fröhlich angeheiterten Handwerksgeſellen bis ins Unerträgliche gereizt, im kritiſchen Augenblick dann zum Meſſer gegriffen habe uſw. ‚Ah ſo!‘ ſagte der Friedensſtifter, ‚daß der Burſch feig iſt, hat er freilich auch durch ſein Geſchrei bewieſen! Aber nun wollen wir ihn laufen laſſen, nicht wahr? er wird ſein Teil ja weg haben!‘

Der Übelzugerichtete war bereits in der Dunkelheit verſchwunden; die wackeren Zuſchläger zogen auch ab, nicht ohne dem Manne, der wahrſcheinlich Ärgeres verhütet, guten Abend zu wünſchen. Ruhig, als ob nichts geſchehen wäre, ſetzte er den Weg mit mir fort. Es war der Herr Profeſſor Friedrich Theodor Viſcher vom ſchweizeriſchen Polytechnikum und der Univerſität in Zürich.

Aus dieſem und manch anderem Zuge, ſozuſagen Facetten des Edelſteins, der vorſtehenden Namen trägt, erkannte ich, wie moniſtiſch der Mann eingerichtet, gewachſen iſt, wie Wahrnehmen, Fühlen, Denken und Handeln unmittelbar Eins bei ihm ſind. Und dieſe Einheit, in allem Wechſel der Zeit mit derſelben Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe gerüſtet, muß eine geſunde Lebensart ſein, denn heute feiert Viſcher den achtzigſten Geburtstag, und wie feiert er ihn!

Lang ſteht er ſchon auf der Höhe des Lebens unter der Halle ſeiner Werke; der goldene Abendſchein liegt in dem Gebälke, doch die Sonne weilt über dem weiten Horizont und will nicht ſcheiden. Denn eben ertönte noch der ſchönſte Geſang aus

der Halle herüber, Lied auf Lied, und gleich wandelt er wieder ſtracken Ganges umher, das Richtmaß in der Hand, und prüft abermals das feſtgefügte Zimmerwerk, mißt und klopft hie und da an die Balken und möchte dies oder jenes wohl anders gemacht haben. Laß das Gebälke ruhig ſtehen, junger alter Herr! Wir müſſen zwar bekennen, daß wir langehin uns mehr an den reich gewirkten Teppichen erbaut haben, die Du ſo verſchwenderiſch dran und drüber gehängt haſt; mit der Zeit aber wurden wir geſetzter und fangen erſt jetzt an, hinter die Teppiche zu ſchauen und rückwärts zu lernen, bis wir das Gerüſte in des Meiſters Sinn verſtehen. Und wenn es auch etwas zunftmäßig ausſieht, ſo wird der Tag doch kommen, wo keiner es mehr anders wünſchen wird! Und wenn über dem gewaltigen Giebeldache nichts mehr als der blaue Äther ſteht, ſo iſt das uns eben recht, weil aus dieſem gerade nach der heutigen Kosmogonie ja doch alles kommt und dahin zurückkehrt, heute oder morgen!

Aber hört! Jetzt ſingt er wieder, laut, wohltönend, er ſcheint vergnügt zu ſein, bis ihn die Arbeit ſeiner Kraft ruft und er lehrend das junge Volk um ſich ſammelt. Nun ſteht ein Redner erſten Ranges vor ihnen, kein Spiegelredner, ſondern einer des lebendigen Wortes.

Nach getaner Arbeit iſt gut ruhen, denkt er, als er irgend etwas bemerkt, das ihn zornig erregt, ein Ungeſchmack, eine Roheit, eine Philiſterei, da ihm das Kleine am Herzen liegt und das Große. Er wettert herrlich für die wehrlos gequälte Kreatur; denn als ganzer Mann erbarmt er ſich ihrer, und wenn er ein alter Heiliger wäre, ſo würde ihn einſt eine große Schar erlöſter Tiere ins Himmelreich begleiten.

Die Ehre, Stärke und harmoniſche Freiheit des Vaterlandes ſind ſeine lebenslängliche Leidenſchaft, und er hat ſie jederzeit redlich erlitten und durchgekämpft, ohne den Mannestrotz zu

verlieren: wenn er am wenigſten hoffte, ſo war es am wenigſten geraten, ihm mit Mitleid zu kommen.

Jetzt ſitzt er wieder vor der Halle, gleich einem kritiſchen Landgrafen, abhörend, erwägend, urteilend und gegen Unbilde auch die eigene Sache unverhohlen verfechtend, Irrtum bekennend und unverweilt richtigſtellend. Und ſeine Sonne tut keinen Wank und ſcheint ihm golden ins Geſicht.

Unter ſolchen Umſtänden iſt das Anwünſchen, es möge noch lange ſo gehen, keine Kunſt oder Heuchelei. Es ſcheint ſich (unberufen!) von ſelbſt zu verſtehen. Und dennoch rufen wir heut: Heil Dir, teuerſter Mann! Bleibe noch manches geräumige Jahr der große Repetent deutſcher Nation für alles Schöne und Gute, Rechte und Wahre!“

* *
*

Nur zweieinhalb Monate hat Friedrich Viſcher ſeinen achtzigſten Geburtstag überlebt: am 14. September 1887 iſt er in Gmunden einer raſchen Krankheit erlegen. Dort liegt er auch begraben. Gottfried Keller iſt ihm am 15. Juli 1890, vor völlig beendigtem einundſiebzigſten Lebensjahre, nachgefolgt in das Reich des ewigen Schweigens. Vor dem Vergeſſenwerden haben ſich die beiden Freunde, der Denker, der ein Dichter, und der Dichter, der ein Denker war, durch ihre unverwelklichen Geiſtestaten geſchützt.